

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

für die

Man pränumerirt auf dieses Literatur-Blatt in Berlin in der Expedition der Allg. Pr. Staats-Zeitung (Friedrichstr. Nr. 72); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlw. Post-Vermitlern.

Literatur des Auslandes.

N^o 56.

Berlin, Montag den 10. Mai

1841.

F r a n k r e i c h.

Die Französische Deputirten-Kammer.

(Nach Englischer Schilderung.)

Die Leser werden vielleicht schon wissen, daß ein Französischer Deputirter einer von vierhundertundneunundfünfzig Gesetzgebern ist, die von allen Franzosen gewählt werden, welche jährlich 12 Pfund Steuern zahlen, während der Deputirte selbst 20 Pfund zahlen muß; daß jedes Mitglied ein besonderes Arrondissement repräsentirt, deren einige wohlhabend und volkreich, andere arm und dünn bevölkert sind, und daß viele Tausende von den Wählern weder schreiben noch lesen können. Ferner ist ihnen vielleicht nicht unbekannt, daß die Französischen Deputirten-Wahlen nur Einen Tag dauern, daß es da keine Puffings, keine Reden, keine Bretterbuden giebt, daß die Wähler vermittelt Kugelung stimmen, und daß die Dauer der Parlamente auf fünf Jahre beschränkt ist. Auch das haben sie vielleicht schon gehört, daß die Wähler hauptsächlich der Klasse der Geschäftsleute angehören, und daß in großen Städten die Krämer allmächtig sind. Es giebt in den Französischen Provinzen keine Gentry, die dieses Namens werth ist. Die alten Hallen und Schlösser sind längst dem Boden gleich gemacht. Ein leerer Schloßgraben bezeichnet nur noch hier und da durch seine verfallenen Backsteine und sein üppiges Unkraut die Stätte früherer Größe und ruft die grimmigen, blutigen Fehden des alten Frankreichs den Politikern ins Gedächtnis. In einigen Departements, wo die Schlösser während der Anarchie mehr geschont wurden, sieht man wohl noch ein riesenhaftes Paar eiserner Thore, verrostet und unangestrichen, mit zwei Reihen Pappelbäumen, die eine lange Allee bilden, an deren Ende der Familiensitz des Marquis oder Grafen und zuweilen des Herzogs oder Barons liegt. Das Schloß ist gewöhnlich von einem hellen Gelb oder schmutziger Rahmfarbe; die äußeren Mauern sind verfallen, da der Stuck oder Mörtel am Ende jedes Winters, wenn der Frost sich löst, in großen Stücken abfällt; wenn der Herzog reich ist, so werden solche Stücke durch andere Mörtelstücke ersetzt, alle von verschiedenen Farben, so daß man glauben könnte, erstens, der Mörtel müsse sehr theuer seyn, und zweitens, das Haus habe die Blattern gehabt. Betritt man das Schloß selbst, so kommt man in eine große steinerne Halle ohne Kamin, Stuhl oder Bank. Das Speisezimmer hat keinen Teppich. Der Speisetisch ist nur einmal täglich mit einem Tafeltuch bedeckt, da dieses beim Frühstück für überflüssig gehalten wird; die Stühle sind eine bunte Gruppe von abgenutzter Tapetenarbeit, mit Vinsenpolstern, Rosshaarpolstern, kurz, schlank, mit hoher Lehne, niedriger Lehne und gar keiner Lehne, und der Boden wird zuweilen einmal täglich gefegt oder einmal wöchentlich gebohnt. Der Salon oder das Besprechungszimmer enthält ein Piano, ein paar Stühle von verschiedenen Farben, keine Jalousien, keine Vorhänge, ein Sopha ohne Seide und Sopyhalkissen ohne Daunen, Federn oder Rosshaar und eine ungeheure Uhr auf dem Kaminsims, mit einem gläsernen Schirm bedeckt und zwei gläsernen oder messingnen oder bronzenen Kandelabern daneben. Der Glaseschirm ist mit Staub bedeckt; die Fenster sind äußerst schmutzig und zuweilen mit Papier ausgefüllt; der Tisch ist altersschwach; die Demoiselles denken nur an ihre Wollenarbeit und Stickeret, die Garçons nur an ihre Hunde und Flinten. Mit einem Wort, es ist in diesen Schlössern nicht viel zu suchen; sie sind ein treffendes Abbild des modernen Französischen Adels.

Doch um wieder auf die Deputirten-Kammer zurückzukommen: die Französischen Deputirten sind den Mitgliedern des Britischen Unterhauses so unähnlich, als Schußflügel Königen und rohe, zurückgezogene Krämer geborenen Gentlemen.

Da sind sie vor uns; denn wir sitzen in einer besonderen, bevorzugten Tribüne oder Loge auf der ersten Reihe, dem Präsidenten gerade gegenüber; und zwar sind wir deshalb hier, um einer berühmten Debatte über die verwickelte Frage, ob Paris besetzt werden soll, zuzuhören. Die Stunde, zu welcher die Debatte beginnen soll, ist zwei Uhr — aber wir sind eine Stunde früher hingegangen, um die eintretenden Deputirten zu beobachten, zu hören, was sie in ihren lauten Unterhaltungen sprechen, und die Anatomie der Kammer zu studiren. Der Präsident, die Vice-Präsidenten und Secretaire sitzen auf einer erhöhten Plattform oder Bühne und werden in der Ausübung ihrer Functionen durch die Quästoren unterstützt. Die Kammer hat die Form eines Hufeisens. Die Sitze für die Deputirten sind erhöht. Jeder von ihnen hat ein kleines Schreibpult vor sich, mit Dintenfaß, Federn, Papier, Oblaten und Sand, gewöhnlich

von schmutziger Sorte, der die Stelle des Löschpapiers vertritt. Die Franzosen verstehen kein Löschpapier. Sie haben umsonst versucht, es gut zu machen, und wir wundern uns nicht, daß sie mit dem schlechten Stoff, der diesen Namen trägt, keine Geduld haben. Sie brauchen daher Sand, Sägestaub, Schnupftabak und Asche, je nach ihrem Geschmak, ihrer Börse oder Stellung und, vor Allem, je nach ihren Verhältnissen im Augenblick des Schreibens.

Dort kommt George Lafayette. Er gehört natürlich zur Partei seines verstorbenen Vaters und spricht mit Arago und Lafitte. Sie lächen alle Drei. Worüber? vielleicht errathen wir's. Arago belustigt sie mit einer Skizze der projectirten Befestigungen, die er gemacht hat, und sie betrachten sie mit sichtlichem Wohlgefallen. George Lafayette ist seinem Vater gar nicht ähnlich. Arago ist ein wahrer Riese. Wir beziehen dies nicht auf seinen Geist, obwohl Sir John Herschel ihn für „eine sehr begabte Person“ erklärt, sondern wir meinen seine breiten Schultern, seinen athletischen Bau, sein schwarzes Haar, wallende Locken, durchdringende Augen und muskulöse Gliedmaßen. Da steht er, sagen wir, lachend — denn was kümmert er sich darum, daß fünfhundert Augen auf ihn gerichtet sind? Lafitte sieht, mit Arago verglichen, wie ein petit maître aus. Herr Lafitte ist frühzeitig grau geworden, und seitdem er seinen blauen Rock mit messingnen Knöpfen abgelegt, sieht er nicht mehr so gut aus. Er fixirt Herrn Jacques Lefebvre, seinen glücklichen Gegner im zweiten Arrondissement von Paris. Lafitte ist von Lefebvre zweimal geschlagen worden, und das kann er ihm nicht verzeihen. Sie sind Beide Banquiers, aber sehr verschiedenen Meinungen zugehörig; Lafitte gehört der Kriegs-Partei der äußersten Linken an, während Lefebvre ein Mitglied des rechten Centrums ist und Herrn Guizot unterstützt. Welcher Kontrast zwischen dem schwarzen Haar und dem dunkeln Gesicht Arago's und dem blassen und nervösen Aussehen des Pariser Banquiers! Herr Lefebvre hat einen tiefen Widerwillen gegen die Männer der Linken. Er behandelt sie mit Verachtung und geht bei ihnen vorbei, als wenn er von ihnen angefaßt zu werden fürchtete.

Jener erst aussehende Mann, der mit Herrn Thiers spricht, ist Odilon Barrot. Er ist Jurist. Es ist etwas an einem Juristen, was fast immer seinen Stand erkennen läßt. Wir mögen Barrot, Mauguin oder Persil ansehen, die jetzt alle drei vor uns sind, wir erkennen den Advokaten in Jedem und in Allen, und doch giebt es keine fünf Menschen, die physisch weniger sich gleichen können, als die eben Genannten. Odilon Barrot, obgleich eben sowohl Politiker als Advokat, ist vor allen Dingen Jurist. Das war auch Dupin, und das ist er bis zu dieser Stunde.

Odilon Barrot spricht offenbar mit Thiers über die bevorstehende Debatte. Odilon Barrot sucht Herrn Thiers in seiner Opposition gegen die Regierung und gegen die Regierungs-Maßregeln zu bestärken, während Thiers zu Herrn Barrot sagt: „Que voulez-vous faire, M. Barrot, avec des hommes comme ceux-là?“ Er zeigt mit Kopf und Schulter nach den Centren. Er weiß, sie hassen ihn — und daß er sie verachtet. Herr Barrot sieht zweifelnd aus. Er scheint zu erwiedern: „O, was das betrifft, Herr Thiers, so sind wir nie geschlagen, bis die Abstimmung vorüber ist; denn wer kann sagen, was für Kugeln in diese Stimm-Urnen gelegt werden?“ Und das ist allerdings sehr wahr — denn gar manche Bill seit 1830, deren einzelne Klauseln von einer großen Mehrheit durch Aufstehen und Niedersitzen genehmigt wurden, ist dann von derselben Mehrheit bei der Abstimmung über das ganze Gesetz verworfen worden.

Jener Deputirte in der Mitte des Hauses, der mit großer Heftigkeit zu Herrn Royer-Collard spricht, ist Graf Zaubert. Beides sind wackere Männer und verdienen Achtung. Es war eine Zeit, wo sie Beide auf einer Seite stimmten; aber Herr Thiers hat den Letzteren für sich gewonnen, während Royer-Collard den Grundsätzen seines langen Lebens treu bleibt. Royer-Collard ist ein großer Mann; er hat einen gewaltigen Geist, liebt die Wahrheit und verabscheut Aufregung, mißtraut den heftigen Männern aller Parteien und hat die Gewohnheit, alle Fragen mit dem Auge eines Philosophen zu betrachten. Ludwig XVIII. und Karl X. achteten ihn sehr hoch, und selbst als der Letztere am wenigsten mit ihm zufrieden war, sagte er: „Uebrigens ist Collard ein sehr braver Mann.“ Graf Zaubert widmet in der Französischen Deputirten-Kammer besonders den Agrikultur-Interessen seine Aufmerksamkeit; er ist ein trefflicher Präsident in Comités und sucht Alles, was zur Sprache kommt, zu verstehen, ehe er eine Meinung ausspricht. Graf Zaubert kann auch mehr als

irgend ein Lebender über Trocken, Graben, Pflügen, Eggen, über Bergwerke, Fischerei, Eisenbahnen, Kanäle, Straßen, Salzgruben, Dampfboote, Zucker-Fabrication, Weinberge, Patente, Verbesserungen in der Landwirthschaft und Pacht-Instrumente erzählen, und zwar kann er dies Alles so gefällig, so vertraulich, so verständlich und verständlich, daß ihr ihm unwillkürlich folgen müßt.

(Schluß folgt.)

England.

Alfieri und Rousseau in England.

II. Rousseau.

Die Neigung Alfieri's zu Jean Jacques Rousseau war nicht so wohlwollend, wie die Byron's zu dem Letzteren. Jedermann hat das schöne und treue Gemälde gelesen, welches er in dem dritten Gesange des Etilde Harold von dem Genfer Philosophen entworfen hat. Alfieri weigerte sich, seit seinem zweiten Aufenthalte in Paris, entschieden, Rousseau zu sehen oder gar sein Freund zu werden. Ein Italiäner, ihr gemeinschaftlicher Freund, übernahm es, sie in ein näheres Verhältnis zu bringen, welches, wie er glaubte, für Beide sehr angenehm seyn müßte; aber der aristokratische Stolz des jungen Mailänders schreckte zurück vor der Furcht, eine Unschicklichkeit zu begehen:

„Ich war von Natur nicht sehr neugierig“, sagt er, „und ob ich gleich weniger Verstand besaß als Rousseau, so hatte ich doch eben so viel starren Egoismus als er; auch wollte ich mich niemals zu einem Schritt entschließen, dessen Resultat zweifelhaft seyn konnte, noch mich einem stolzen, launenhaften Menschen vorstellen lassen, dem ich für eine Unhöflichkeit gewiß zehn andere erwiesen haben würde.“

Es wurden natürlich keine weitere Schritte in dieser Angelegenheit gethan. Alfieri kam damals aus England zurück, und Rousseau war fünf Jahre vorher dorthin gegangen, nicht als ein reicher Müßiggänger, der dem Vergnügen nachläßt, sondern schon alt und von einer Art Fatum dahin getrieben. Einige heuchlerische Priester wollten ihn befanntlich zu Mottiers-Traversers feintigen lassen; der große Rath zu Bern befahl ihm, eine kleine Insel zu verlassen, wohin er sich geflüchtet hatte. Rousseau begab sich damals nach Berlin zu dem Lord Marechal, kam nach Straßburg zurück und erhielt die Zusicherung, daß man, trotz des gegen ihn erlassenen Arrestbefehls, ihn durch das Land reisen lassen würde, damit er sich nach England begeben könne. Man hat behaupten wollen, daß er sich zu Paris nicht mit aller wünschenswerthen Klugheit benommen habe. Bei dem Prinzen Conti, bei welchem er wohnte, besuchten ihn seine zahlreichen Bewunderer und Bewundererinnen; auf dem Boulevard sah man ihn in jenem sonderbaren orientalischen Kostüm, das er seit langer Zeit angenommen hatte, einhergehen. Die Verfolger des großen Mannes benutzten diese kleinen Unvorsichtigkeiten, und bald darauf befahl ihm die Polizei, ohne Verzug die Hauptstadt zu verlassen, wenn er nicht verhaftet seyn wollte. Mit David Hume, den man den dicken David nannte und den er durch die Gräfin Boufflers kennen lernte, reiste er von Paris ab. Schon damals war der unglückliche Jean Jacques von der fixen Idee besessen, die ihn in jeder Person, die zufällig in seine Nähe kam, einen Feind und einen Spion sehen ließ. Er glaubte, daß alle Könige und alle Priester des Continents sich vereinigt hätten, um ihn zu vernichten, und daß sie hierbei von seinen literarischen Nebenbuhlern unterstützt würden. Europa hatte, nach seiner Meinung, nur ein einziges freies Volk und einen wahren Philosophen, nämlich England und David Hume. Von ihnen verlangte er eine Zufluchtsstätte und einen Beschützer. Hume versprach ihm den herzlichsten Beistand und bot ihm zu Wotton in der Grafschaft Staffordshire das Haus seines Freundes Davenport zur Wohnung an. Dieser Vorschlag schmeichelte der unruhigen Gemüthsstimmung Rousseau's, der nun auf eine friedliche Zukunft hoffte. Die Englischen Journale zeigten den 13. Januar 1766 seine Ankunft zu London an; einige Tage darauf hatte er sich in Wotton häuslich eingerichtet.

Es hing nun ganz von ihm ab, so unabhängig zu leben, als er es so lange gewünscht hatte. Alles schien sich zu vereinigen, um seine Wünsche zu erfüllen. Seine treue Gefährtin, Therese Levasseur, war bei ihm. Herr Davenport, ein gebildeter Edelmann, suchte seinem Gaste den Aufenthalt zu Wotton so angenehm als möglich zu machen, indem er ihn wie ein Glied seiner Familie behandelte. Als leidenschaftlicher Bewunderer der Natur, war Rousseau von herrlichen Landschaften umgeben. Es war dort zwar weder das sanfte Klima Frankreichs, noch die majestätische Erhabenheit der Alpen zu finden; aber grüne Hügel, ferne Aussicht auf lachende Ebenen, prächtige Wiesen und gewundene Thäler umgaben diese neue Wohnung. Als Botaniker mußte er übrigens diesen Ort für ein wahres Paradies halten. Wenn er die Einladungen der Nachbarschaft hätte benutzen wollen, so würde er die achtbarsten Familien haben kennen lernen. Alle diese Vortheile waren so einleuchtend, daß sie ihn trotz seiner Wildheit rührten, und in seiner Korrespondenz findet man die Schilderung seiner ersten Eindrücke. Einer seiner Briefe erkennt es an, welche Rücksichten Herr Davenport für seinen Gast hatte, welche Sorgfalt er ihm widmete, ja sogar welche Freundschaft er ihm einzuflößen wußte; ein anderer erwähnt die Zuverlässigkeiten, womit ihn der umwohnende Adel, die Prediger der benachbarten Kirchspiele und sogar die Bauern von Wotton überhäufeten.

Nicht weit von seiner Wohnung lag Calwich-Abbey, die schöne Villa Granville's. Dieser Edelmann erzeigte dem Verbannten die wohlwollendste Gastfreundschaft. Granville hatte zwei Schwestern, von denen die ältere, Mistress Delang, mit Georg III. und der Königin Charlotte in vertrautem Umgange lebte. Ihr Portrait,

von D'Yve gemalt, das man noch jetzt in der Galerie von Hampton-Court sieht, giebt ein stummes Zeugniß von den schönen Eigenschaften ihrer Seele; ihr Geist war sehr ausgezeichnet und mit Allem geschmückt, was eine wissenschaftliche Erziehung gewährt. Diese Dame, die Freundin von Swift, dem Dr. Burney, Horaz Walpole, Anna Sevard und von der Herzogin von Portland; ihre Schwester, Mistress Dewes, die Familie dieser Letzteren und Poots von Flam bewarben sich, wetteifernd, um die Freundschaft des Französischen Philosophen. Fitzherbert von Norbury*) und der Graf Harcourt gehören auch unter seine Korrespondenten. Vorzüglich aber war es die Herzogin von Portland, Tochter des Herzogs von Devonshire, die ihre ganze Koketterie anwandte, um den Genfer Bären zu zähmen. Sie war jung, schön und vor kurzem erst verheirathet. Granville stellte ihr Rousseau vor, den ihr Gemahl, wie sie selbst, mit der größten Auszeichnung behandelte. Die Herzogin liebte leidenschaftlich die Botanik, in welchem, daß Rousseau sich besonders darüber freute, so ließ sie sich von ihm in den Thälern und auf den Felsen, die Wotton-Hall umgeben, begleiten. In seinen Briefen schildert er sie als eine unerschrockene Spaziergängerin, deren kühne Exkursionen die schönen Pariserinnen in Erstaunen setzen würden. Endlich wirkte Davenport von seinem Freunde, dem General Conway, der damals Staatsminister war, für seinen Gast eine jährliche Pension von 100 Pfd. Sterl. aus.

Wie viele Gründe, um sich für glücklich zu halten; wie viele Gründe, um es folglich zu seyn! Aber Rousseau konnte sich von seiner krankhaften Gemüthsstimmung nicht befreien. Einige scherzhafte Spottereien in den Journalen, ein oder zwei abgeschmackte Witze, ein schlechtes Portrait, in welchem er eine absichtliche Karikatur zu erkennen glaubte, reichten hin, seine thörichte Furcht, seinen unbegründeten Argwohn und seine übermäßige Empfindlichkeit wieder zu erwecken. Er bildete sich plötzlich ein, daß Hume ihn verrathe, und daß sein Ruhm von ganz England angetastet werde: „Mylord“, schrieb er an den Grafen Harcourt, „die Unglücklichen sind überall unglücklich; in Frankreich verbannt man sie, in der Schweiz feintigt man sie, in England beschimpft man sie. Das heißt die Gastfreundschaft theuer bezahlen.“ Am meisten aber reizte den Zorn unseres Misanthropen gegen England ein vermeintlicher Brief des Königs von Preußen, durch den er sich im innersten Grunde des Herzens verletzt fühlte. Horaz Walpole hatte diesen Brief geschrieben; seine Worte lauten folgendermaßen:

„Der König von Preußen an Herrn Rousseau.“

„Sie haben auf Ihr Vaterland, Genf, Verzicht geleistet; Sie sind aus der Schweiz, dem Lande, das Sie in Ihren Schriften so sehr rühmen, vertrieben worden. Frankreich hat Verhaftbefehle gegen Sie erlassen. Kommen Sie also zu mir! ich bewundere Ihre Tolerante; ich freue mich über Ihre Träumereien, die, im Vorbeigehen sey es gesagt, Sie zu sehr und zu lange beschäftigen. Man muß zugleich klug und glücklich seyn. Durch Ihre für einen wahrhaft großen Mann wenig schicklichen Sonderbarkeiten haben Sie viel von sich reden machen. Zeigen Sie Ihren Feinden, daß Sie bisweilen auch den gemeinen Menschenverstand haben können. Dies wird sie ärgern und Ihnen keinen Schaden thun. Meine Staaten gewähren Ihnen einen friedlichen Aufenthalt. Ich will Ihnen Wohlthaten erzeigen und werde es, wenn Sie es für gut finden. Aber wenn Sie darauf bestehen, meine angebotene Hilfe zu verwerfen, so können Sie versichert seyn, daß ich es Niemanden sagen werde. Wenn Sie darauf beharren, Ihren Geist zu ermüden, um neues Unglück auszugrübeln, so wählen Sie es, wie Sie wollen. Ich bin König; ich kann Ihnen zur Erfüllung Ihrer Wünsche die Mittel verschaffen.“

Friedrich.“

Die Englischen Journale und besonders die London Chronicle nahmen diesen Scherz in ihre Spalten auf. Rousseau antwortete darauf durch das folgende Billet, das er an den Redacteur des genannten Journals richtete.

„Wotton, 3. März 1766.“

„Mein Herr, Sie haben dadurch, daß Sie einen Brief, der voll von Uebertreibung und Bosheit ist, dem König von Preußen öffentlich zuschreiben, die Achtung aus den Augen gesetzt, welche jeder Privatmann den gekrönten Häuptern schuldig ist. Sie haben es sogar gewagt, seine Unterschrift mit abzudrucken, als ob Sie dieselbe, von seiner Hand geschrieben, gesehen hätten. Ich benachrichtige Sie, mein Herr, daß dieser Brief zu Paris fabrizirt worden ist, und daß, was mein Herz verwundet und zerreißt, der Lügner in England Helfershelfer hat. Sie sind es dem Könige von Preußen, der Wahrheit und mir schuldig, diesen meinen Brief an Sie in Ihrem Blatte abzudrucken, um einen Fehler wieder gut zu machen, den Sie sich ohne Zweifel vorwerfen würden, wenn Sie wüßten, zu welchen Verleumdungen Sie sich hergegeben haben. Uebrigens, mein Herr, grüße ich Sie aufrichtig.“

Jean Jacques Rousseau.“

An einem schönen Tage glaubte dieser berühmte und unglückliche Bagabund, daß sein Leben unter seinen Feinden nicht mehr sicher wäre, und reiste, nach einem Aufenthalte von ungefähr sechzehn Monaten, im Monat Mai 1767, plötzlich von Wotton ab. Diesen raschen Entschluß schreibt man übrigens der Therese Levasseur zu, welche, aus Sehnsucht, Frankreich wiederzusehen, die Furcht ihres Herrn so viel als möglich noch erhöhte. Auf ihre Aussage, daß sie gesehen habe, wie der Koch unbekannt Substanzen in sein Essen gemischt hätte, verließ Rousseau sogleich das Haus, ließ von Ashborne einen Postwagen holen und fuhr rasch fort.

*) Schwiegervater der berühmten Mistress Fitzherbert, welche nachher mit Georg IV., damals Prinzen von Wales, verbunden war.

Sein übriges Leben war von nun an nur ein beständiges Reisen, um die Ruhe zu finden, die ihm jedoch das moralische Fieber, das ihn verzehrte, überall versagte. Ein unbekanntes Land schwebte immer vor seinen Augen und zog ihn, man weiß nicht, durch welchen Zauber, an. Bald nannte er es Amiens, bald Fleury, das Landhaus von Mirabeau; bald war es Bourgoin, bald Brie-le-Chateau, die Residenz des Fürsten Conti. Auch Amerika stellte sich seiner thätigen Phantasie unter reizenden Farben dar. Ehe er nach Wotton kam, hatte er bei der Englischen Regierung um die Erlaubnis nachgesucht, eine der Griechischen Inseln bewohnen zu dürfen. Besonders träumte er von Cyprien, seinem schönen Klima und seinen fruchtbaren Fluren. Als er England verließ, wandte er sich nach Savoyen. Das Schloß Lavagnac, die Insel Minorca, Monquin und noch viele andere Orte nahmen ihn nach und nach auf, bis er endlich durch den Tod, man sagt, durch einen freiwilligen Tod, seine traurige Pilgersfahrt endigte.

Als ich im Juni 1839 in Staffordshire war, entschloß ich mich, nach Wotton zu gehen, um zu erfahren, ob die Familie, in deren Schoße Rousseau gelebt hatte, noch einige Reliquien von diesem großen Manne bewahre; besonders aber, um die Traditionen zu sammeln, die von diesem sonderbaren Fremden, der, von einer Frau begleitet, die nicht seinen Namen führte, plötzlich ankam und plötzlich wieder abreiste, und der sich durch sein wunderliches Kostüm, das aus einem weiten Armenischen Kasten und aus einer Pelzmütze bestand, durch sein gewöhnliches Schweigen (er verstand das Englische nicht) und durch seine langen Wanderungen, die die naiven Bauern in seiner Umgebung nicht zu begreifen vermochten, auszeichnete.

Wotton liegt am Fuße des Berges Weaver, ungefähr 12 Stunde von Ashborne und eben so weit von Cheable entfernt. Ich weiß nicht, warum ich mir eingebildet hatte, daß Rousseau in Wotton-Lodge und nicht in Wotton-Hall gewohnt haben müsse; ich kam also an ein Haus, das in dem strengen Elisabethanischen Style erbaut war und mitten in einer einsamen Gegend lag. Nicht ein lebendiges Geschöpf erschien in der Landschaft; nicht eine menschliche Stimme ließ sich hören; nicht ein anderes Haus war zu bemerken. Dem Gebäude gegenüber stehend, bewunderte ich die ungeheure Masse von grauen Steinen, auf der sich kleine Thürme erhoben; der Hof war gepflastert; die hohe Freitreppe führte zu einer mit großen Nägeln beschlagenen Thür; der Garten sah verwildert aus. Ich war ungefähr gegen Mittag dort. Kein Geräusch vernahm man um diese stolze Wohnung; kein Rauch wirbelte aus ihren gothischen Schornsteinen. Ich stieg die Stufen der Treppe hinauf, ich zog an der Glocke; keine Antwort. Ich wollte wieder umkehren, als ich an einem Fenster der oberen Etage das runzelichte Gesicht einer alten Frau erblickte: „Ich komme schon“, sagte sie mit zitternder Stimme.

Diese Dame bewohnte allein das obere Haus, das ich eben beschrieben habe und dessen Besitzer schon seit Jahren abwesend war. Sie zeigte mir einige leere Zimmer und das Portrait eines alten Schiffscapitains, des ersten Besitzers dieses Gutes; er war ohne Erben gestorben; dann kam die Besetzung an eine Seitenlinie; aber niemals hat ein Mann, Rousseau, hier gewohnt, und Davenport hat niemals Wotton-Lodge besessen. Diese Erklärungen überzeugten mich von meinem Irrthum, und ich reiste sogleich nach Wotton-Hall ab. Auch diese Villa liegt allein, obgleich das Dorf Wotton nur wenig davon entfernt ist. Wotton-Hall steht in seiner Bauart eben so alterthümlich aus als Wotton-Lodge. Nördlich von der herrschaftlichen Wohnung und dem Dorfe erhebt der Berg Weaver seinen grünen Gipfel, der eine reizende Aussicht gewährt. Nach Süden zu sieht man in der Entfernung die Stadt Uttoxeter und ihre rauchenden Schornsteine, die Thürme von Cheable und Ashborne, Alton-Abbey, den Wohnsitz der Grafen von Shrewsbury.

Die Familie Bromley, der Wotton-Hall jetzt gehört, war nicht zu Hause, als ich dort ankam. Ich fand Handwerker, die das Haus ausbesserten und vergrößerten. Der Hausverwalter benachrichtigte mich, daß nichts, was Rousseau gehört hätte, aufbewahrt wäre. Die zwei Zimmer, die er zu seiner Disposition hatte, waren wegen der vorgenommenen Vergrößerung des Hauses ganz weggerissen worden. Nur eine Grotte war noch vorhanden, welche nach der Tradition sein Lieblingsaufenthalt war.

Im Dorfe war meine Jagd auf Erinnerungen an Rousseau glücklicher. Ich fragte den ersten Bauer, der mir begegnete, ob er niemals von einem Franzosen hätte reden hören, der einst das Schloß bewohnt habe?

„Ein Franzose? ja wohl“, antwortete er. „Sie meinen den alten Ros-Hall?“

„Ganz richtig“, rief ich aus, etwas erstaunt über die sonderbare Verwandlung, die die guten Bauern von Wotton mit diesem schon so lange Europäischen Namen vorgenommen hatten. Kein einziger nennt ihn richtig. Einige nennen ihn sogar den alten Dros-Hall, oder Dwd-Dros-Hall! Da erkenne ihn, wer es vermag!

Der Gefragte fuhr fort: „Im Dorfe giebt es einige sehr alte Leute, die sich seiner noch erinnern; er war ein großer Kenner von Kräutern, und man hat mir erzählt, daß er damit alle Krankheiten heilte. Der alte James Robinson da unten im Dorfe, der Pächter Burton hier nebenan und die alten Misses Salt kennen ihn genau. Gehen Sie hin, und sie werden Ihnen Alles sagen, was Sie wünschen.“

James Robinson war ein munterer Greis von neunzig Jahren. „Der alte Ros-Hall“, rief er aus, als er meine Frage verstanden hatte, „o! den kenne ich genau; ich habe ihn oft gesehen mit seiner drolligen Mütze und seinem Türkischen Rocke; er suchte Kräuter.“ — Ich fragte ihn, ob er mit ihm gesprochen hätte. — „Gesprochen?“ antwortete er, „und warum? Er verstand ja nicht zwei Worte Englisch.“ — Ich fragte weiter: „Hatte der Fremde noch Jemand bei sich?“ — „Freilich; es war eine Frau; sie hieß Madame

Zell (Mademoiselle); aber ob es seine Frau war oder nicht, das weiß ich nicht; die Nachbarn sagten, es wäre nicht seine Frau.“

Der Pächter Burton und Miss Salt erzählten dasselbe; sie sprachen von seinen langen Spaziergängen, seinem sonderbaren Anzuge und den großen Kräuterbündeln, welche er im Arme trug. Miss Salt äußerte noch, sie hätte sich vor ihm gefürchtet, wenn er ihr auf dem Felde begegnete; er hätte wie ein Zauberer ausgesehen, und seine schwarze Sammetmütze hätte ihr einen abergläubischen Schreck eingejagt.

Alle bezeugten übrigens die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte Ros-Hall und Madame Zell (so nannte man Therese Levasseur) den Kranken beizustehen pflegten. Die braven Leute erinnerten sich noch einer Anekdote, die nicht ohne Biß ist. Als einmal die Familie Davenport nach der Residenz gereist war, wandelte der alte Diener, der zurückgeblieben war, die Lust an, seine rechtmäßige Ehehälfte zu prüfeln. Auf ihr Geißel eilten die Bauern aus dem Dorfe herbei, und Madame Zell, die darüber sehr entrüstet war, nahm ihr Bißchen Englisch zusammen und sagte zu den jungen Mädchen: „Da seht ihr's; da seht ihr's: — heirathet ja nicht, heirathet ja nicht!“

Der Pächter Burton hatte die Idee fest beibehalten, daß Ros-Hall ein aus seinen Staaten vertriebener Monarch gewesen seyn müsse; deshalb darf man sich nicht wundern, wenn meine Fragen, die bald von Mund zu Mund gingen, in den Augen der Bauern von Wotton schnell eine hohe Wichtigkeit erlangten; man würde sie nur mit Mühe überzeugt haben, daß bloß die müßige Neugierde eines gelehrten Reisenden mich zu dieser unerwarteten Nachfrage getrieben hätte, und aus allen Winkeln liefen sie herbei und fragten mit ernster Miene, „ob die Regierung den Ros-Hall suchen ließe. . . . oder ob es sich darum handele, einen von ihm vergrabenen Schatz wieder aufzufinden?“

Man sagte mir, daß der Pächter Gallimore noch eine Pfeife und eine Mütze besäße, die dem Französischen Edelmann gehört hätten. Nichts war ergötzlicher, als mein Gespräch mit diesem mißtrauischen und listigen Bauer. Auf alle meine Fragen antwortete er nur: „Wovon handelt es sich, mein Herr? — Was beabsichtigen Sie damit?“ — Er wollte durchaus nicht glauben, daß meine Fragen keine hinterlistige Absicht enthielten; er schüttelte den Kopf, warf mir einen schielenden Seitenblick zu, und ich konnte nur folgende Worte aus ihm herauslocken: „Das ist eine sehr alte Geschichte, mein Herr, — eine sehr alte Geschichte.“

Seine Frau war etwas vernünftiger; sie führte mich in ein Zimmer und erklärte mir, daß sie mir sehr verbunden seyn würde, wenn ich ganz offen sagen wollte, warum so viele Menschen sich so eifrig um den alten Ros-Hall bekümmerten. Ich suchte ihr das Interesse begreiflich zu machen, welches man an einem großen Schriftsteller nach seinem Tode nehme, und es gelang mir fast, sie zu überzeugen; wenigstens trug sie jetzt kein Bedenken mehr, mir zu sagen, daß sie wirklich bis vor kurzem noch eine schwarze Sammetmütze und eine Pfeife, die aus Wotton-Hall stammten, aufgehoben hätten; aber als eines Tages vornehme Leute diese Gegenstände zu sehen verlangt hätten, habe man sie aus dem Schranke hervorgeholt und nach der Abreise dieser vornehmen Herren weder die Mütze noch die Pfeife wiedergefunden. Man beschuldigte die Handwerker, die damals dort arbeiteten, diese zwei Sachen gestohlen zu haben. Sie setzte hinzu, daß ein Pächter, dessen Vater bei der Familie Davenport gedient hätte, noch eine Mütze besäße, die Ros-Hall dem Letzteren geschenkt habe. Ich begab mich zu diesem Pächter und sah die Mütze; sie war von grobem grauwollenen Zeuge und mit silbernen Troddeln verziert; aber da sie in dem Schubfache des Küchentisches gelegen hatte, so war sie von den Motten ziemlich beschädigt worden. Ich bot einen ansehnlichen Preis dafür; der Eigentümer erklärte mir jedoch, daß er sich nicht davon trennen wollte: „Es wäre“, sagte er mir, „ein altes Andenken von seinem Vater.“

Später habe ich von dem jetzigen Besitzer von Wotton, Herrn Walter Davenport Bromley, die Nachricht erhalten, daß in dem Schlosse auch nicht das geringste Andenken von Rousseau zu finden sey.

William Howitt,

aus seinen: Visits to remarkable Places.

H o l l a n d .

Nord-Holland und der Helder.

(Schluß.)

Als wir den gafffreundlichen Anforderungen der Madame E., die gar nicht müde wurde, uns Thee einzuschicken, hinreichend genügt hatten, fing die Unterhaltung an, lebhafter zu werden; selbst der Kaufmann wurde ziemlich gesprächig, und wovon hätten wir wohl sprechen sollen, als von jenem Elemente, das den ewigen Gegenstand aller Unterhaltungen der Einwohner des Helder ausmacht, von dem Meere, dessen Wellen, tief unten gegen den Wall anbrausend, wir durch das Fenster erblickten, wie sie bald beim Vorübergleiten einer düsteren Wolke verfinstert, bald vom hellen Licht des Mondes versilbert wurden. Die jungen Mädchen schilderten mir mit naivem Entsetzen den Schrecken, den ihnen manchmal in den langen Winter-Nächten das Brausen des Meeres verursache, das sich am Fuß ihrer Wohnung wie an einem Schiffe brach; ihr Vater pries, und das gewiß mit Recht, das Genie und die Ausdauer der Holländer, die unermüdet mit dem Ocean kämpfen, und der Kaufmann beschrieb, seiner selbst unbewußt, mit poetischem Aufschwunge die heitere Schönheit der südlichen Meere, das Leuchten der durch die Sonne vergoldeten Wellen und den warmen Hauch der Passatwinde. Dann erzählte er von den abergläubischen Einbildungen der Holländischen Seeleute, und ich hörte ihm, mit immer steigender Aufmerk-

samkeit zu. Man kann sich gar nicht vorstellen, bis wohin sich die Leichtgläubigkeit in Bezug auf Ueberlieferungen und der spitzfindige, träumerische, oft poetische Geist dieser guten Leute verirrt, die doch anscheinend so materiell sind. Die Naturforscher geben uns jedes Jahr, ja jeden Tag, Gott weiß wie viele Erklärungen über den Einfluß der Jahreszeiten, die Bewegung der Winde, die Gewalt der Strömungen, der Matrose aber will von allen diesen wissenschaftlichen Berechnungen nichts wissen. Er hat seine eigene besondere Wissenschaft, die ihm seine alten Kameraden Abends auf dem Berdeck und in den Erholungshunden in der Schenke gelehrt haben. So sagte einmal einer derselben zu mir nach einem heftigen Gewitter: „Ach was, mit Euren Aequinoctial-Stürmen; das Alles ist ganz schön, aber es ist nicht minder gewiß, daß, wenn wir bei der Abfahrt alle unsere Schulden bezahlt hätten, wir uns nicht so auf diesem abschuelichen Meere herumtreiben müßten, wie das nun schon acht Tage lang anhält. Auf solche Weise erklären sie sich die meisten Erscheinungen, deren Ursache ihr Verstand nicht begreift; so schreiben sie alle Verzögerungen, jede Windstille, jeden Sturm, jeden widrigen Wind nicht bloß der Anwesenheit irgend eines Passagiers zu, der sein Gewissen mit einer schweren Sünde belastet hat, sondern sogar leblosen Gegenständen, einem neuen Möbel, einem Ende Tau, einem Segel, irgend einem Zuge der Gesichtsbildung, einem Barte, einem schielenden Blick. Sie besitzen den Aberglauben der Spieler und glauben außerdem noch an Gott weiß was für geheimnißvolle, bald unglückbringende, bald wohlthätige Mächte, an erzwungene Bußen, an wunderbare Erscheinungen. „Gewiß haben Sie schon“, fragte der Kaufmann, sich zu mir wendend, „von dem fliegenden Holländer gehört?“ — „Allerdings“, antwortete ich, „aber ich habe ihn nie gesehen, und Sie gewiß auch nicht, wie ich denke?“ — „Nein, und doch habe ich mich schon oft ganz im Ernst gefragt, ob nicht das, was meine Vernunft durchaus nur für ein grob erfundenes Märchen erklären wollte, nicht doch eine furchtbare Wirklichkeit sey, weil ich so viel redliche Seelente kenne, die mir davon, wie von einer wahrhaftigen Thatsache, erzählt haben; und der düstere Ernst, mit dem sie gewöhnlich von den Erscheinungen dieses Gespenstes sprechen, hat etwas unbeschreiblich Ergreifendes. Sie wissen doch, daß der fliegende Holländer ein großes Kriegsschiff ohne Segel und Masten ist, das ganz in der Ferne wie ein ungeheurer Wallfisch erscheint und das die jungen, unerfahrenen Matrosen leicht für eine Erdzunge halten. Dieses Schiff segelt gegen die Fluth, ohne daß man eine Hand am Steuerruder bemerken könnte; es schwankt nicht auf den Wellen wie ein gewöhnliches Fahrzeug, es zeichnet lange, tiefe Furchen und gleitet ohne Anstoß dahin, das Meer scheint vor Entsetzen sich unter ihm zu beugen; plötzlich stürmt es daher, wie ein Raubvogel, und hält einige Kabellängen von dem vorüberfahrenden Schiffe unversehens an; dann bemerkt man Menschen oder Skelette mit hohlen Leichengesichtern, die sich am Bord desselben aufrichten, die Strickleiter hinaufklettern und in die Mastkörbe steigen. Nun vernimmt man schmerzliche klagende Stimmen, welche Erkundigungen über eine schon seit Jahrhunderten zerstörte Stadt einziehen und die Matrosen bitten, zu ihnen an Bord zu kommen, um Briefe zu holen, die sie an ihre Adressen befördern sollen. Aber wehe dem, der sich mit einem dieser Briefe befaßt, er wiegt schwerer als viele tausend Centner und würde das ganze Schiff in Grund bohren. Fragt man die Matrosen, was sie von dem phantastischen Schiffe denken, so antworten sie, daß seine Mannschaft aus schweren Verbrechern bestehe, die verdammt seyen, bis ans Ende der Welt auf den Wellen umherzuirren, wie der wilde Jäger in den Deutschen Balladen, der auch ewig mit seinem Gefolge und seinen Hunden bei Nacht durch Wälder und Gebirge stürmt. Wenn man solche Sühn-Legenden nur mit einem gewissen Unbehagen anhören kann, so gewährt es desto mehr Vergnügen, Abends beim Sternenshimmer, auf einer Kanone sitzend, oder an einen Mast gelehnt, den Erzählungen von jenem wunderbaren Fahrzeuge zu lauschen, auf dem man alle Freuden des Seelens genießt, ohne etwas von den Plagen und Entbehrungen desselben zu empfinden. Dieses Schiff ist so groß, daß noch Niemand seine Länge ausmessen konnte; nur etwas kann einen Begriff davon geben: es braucht nämlich ein Jahr dazu, um sich zu wenden. Offiziere, Bootsmänner und Matrosen bilden in bestimmten Entfernungen immer wieder eine besondere Mannschaft. Der Capitain hält sich oben auf der Campanie des Schiffes auf, und wenn er einen Befehl ertbeilt, so schießt man gleich eine berittene Staffette ab, die ihn im gestreckten Galopp dem nächsten Posten überbringt, der ihn auf dieselbe Weise weiter befördert, und so immer fort. Die Masten sind so hoch, daß man diejenigen Mastwächter, die zweimal bis zu den Bramstengen hinauf waren, als große Reisende nennt. In jedem Mastkorbe ist eine Herberge, wo der Matrose sich mehrere Tage von den ausgestandenen Mühseligkeiten ausruht, und Mancher, der vom Berdeck als junger rüstiger Mann fortreiste und nur bis zum kleinen Mastkorbe hinaufstieg, kehrt mit weißen Haaren zurück, so lang ist der Weg. Welch herrliches Leben führt man aber am Bord dieses Wunderschiffes! Da braucht der Matrose nicht in trauriger Witwerschaft zu schmachten, er kann dort seine Frau und Kinder um sich haben; seine Hängematte ist an zwei mit Obst beladenen Fruchtbäumen befestigt, seine Pulverbüchse läuft nie von der Feuchtigkeits an, und das Puzen wird ganz einfach mit einer Pfauenfeder bewerkstelligt, mit der man leicht über das Kupfer der Kanonen und Mörser hinstreicht. Das Berdeck ist ein weiter, mit grünem Salat, mit Petersilie und Kresse besäeter Garten, und der untere Raum gleicht einer jener kühlen Felsengrotten, wo immer ein frisches, klares Wasser fließt. Die Nation ist uneingeschränkt, der Sold wird

wöchentlich in Goldstücken ausgezahlt, und es giebt dort gar keinen Kommissar. Die Segel, die mehrere Meilen im Umfang haben, sind von so leichtem Seidenzeuge, daß man sie nur mit der Fingerspitze zu berühren braucht, um sie zusammen zu ziehen; die Tau sind so fest wie Eisenketten und doch biegsam wie Spinnensäden. Ein Kind könnte mit einer Hand eine Rolle von tausend Klaftern tragen. Sie können sich den Jubel der Schiffsjungen vorstellen, wenn sie diese wunderbaren Erzählungen mit anhören, ich kann es Ihnen eidlich versichern, daß selbst alte Matrosen fest überzeugt sind, daß sie einst dies schwimmende Paradies bewohnen werden, wenn sie in dieser Welt genug die Boyleine gezogen und die Schiffswinde gedreht haben. . . . Ich erzähle Ihnen aber da Kindermärchen und vergesse, daß ich morgen mit Tagesanbruch, wenn der Wind günstig bleibt, unter Segel gehen will, und daß ich noch heut Abend so manches zu ordnen habe.“ — „Wohin werden Sie morgen gehen?“ fragte ich den Kaufmann. — „Wir gehen nach Batavia; es ist eine lange Reise, aber nächstes Jahr denke ich zurück zu kehren.“

Bei diesen Worten erhob sich der würdige Kaufmann, empfahl sich unserm Wirthe, seiner Frau und seinen Kindern mit bewegter Stimme, drückte mir freundschaftlich die Hand und entfernte sich, von unsern besten Wünschen begleitet. Auch ich sollte den nächsten Tag abreisen. Mit Bedauern verließ ich die liebenswürdige und redliche Familie, mit welcher der Zufall mich bekannt gemacht hatte; ich ging noch einmal auf den Damm, um auch der Nordsee ein Lebewohl zuzurufen, die ich vielleicht nie wieder sehen werde, und begab mich dann sinnend und träumerisch nach meinem Gasthose hin, immer der letzten Worte des Kaufmanns eingedenk: Wir gehen nach Batavia! — So giebt es also doch noch in der Welt glückliche Leute, die nach Batavia segeln können!
Faber Marmier.

Mannigfaltiges.

— Ein französischer Historiograph der Hohenstaufen. Unter dem Titel „Geschichte des Kampfes der Päpste und der Kaiser aus dem Hause Schwaben“ *) hat ein Herr E. von Cherrier in Paris so eben den ersten Band einer Geschichte der Hohenstaufen herausgegeben. Der französische Ankündigung zufolge hat der Verfasser dahin gestrebt, den Fehler Friedrich's von Raumer, der angeblich keine Ordnung und Uebersicht in die von ihm gegebenen zahlreichen Details gebracht, zu vermeiden. Auch beschränkt er sich, dem Titel seines Werkes gemäß, mehr auf die Geschichte des Streites zwischen Staat und Kirche, während das Deutsche Werk alle Lebens- und Regenten-Verhältnisse der Kaiser und besonders auch die Kreuzzüge Friedrich's Barbarossa und seines großen Enkels Friedrich's II. umfaßt. Der Franzose rühmt sich zwar, unparteiisch zwischen Welfen und Gibellinen den Griffel der Geschichte zu führen, doch kann er gleichwohl der unter den neueren Geschichtsschreibern herrschend gewordenen Manie, die Energie eines Innocenz III. und eines Gregor IX. höher zu stellen als allen Heldenmuth und alle Geistesgröße der ihnen gegenüberstehenden Kaiser, auch seinerseits nicht Widerstand leisten. Wir werden also jetzt auch Welfische und Gibellinische Geschichtsschreiber des Hohenstaufen-Geschlechtes zu unterscheiden haben, und wenn wir unseren Raumer, dem es an jener Manie fehlt, darum als Gibellinen zu bezeichnen haben, so müssen wir den Franzosen von Cherrier unbedingt unter die Welfen rangiren.

— Kunst-Berein in London. Die den Deutschen Kunst-Bereinen nachgebildete Britische Art-Union, deren wir in diesen Blättern bereits öfter gedacht, hielt kürzlich ihre Jahres-Versammlung, die von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Cambridge präsidirt wurde. Der Herzog sagte bei dieser Gelegenheit, er rühme sich, einen ganz ähnlichen Verein in Hannover mit begründet zu haben, und sey bereits so glücklich gewesen, in der Britischen Art-Union einmal den ersten Preis zu gewinnen. Der Verein zählt jetzt 3012 Mitglieder und läßt außer einem Kupferstich auch Steinbrüche von sämmtlichen angekauften Kunstwerken unter seine Interessenten jährlich vertheilen. Die Einnahmen im Jahre 1841 beliefen sich auf 3610 Pfd. 4 Sh. (nahe an 40,000 Thlr.); die bisherigen Ausgaben auf 634 Pfd. 11 Sh. Zum Ankauf von Kunstwerken sind 3630 Pfd. und der Ueberrest ist zur Dedung der Kosten für den Kupferstich zc. bestimmt. Bei der Jahres-Versammlung waren an 1500 Mitglieder anwesend. Es wurden, nachdem die Vorträge des Vorsitzenden und des Secretairs gehalten worden waren, 193 Nummern gezogen und demnächst die Preise, die auf diese Nummern fallen. Die Besizer derselben haben die Befugniß, sich für den gewonnenen Preis ein Gemälde der vom Kunst-Berein veranstalteten Ausstellung zu wählen, durch welches Verfahren die Britische Art-Union sich von den Deutschen Kunst-Bereinen unterscheidet, die nur die bereits angekauften Gemälde selbst verlosen. Das Englische Verfahren gewährt den Vortheil, daß dadurch der Kunst eine größere Geldsumme zugewandt wird, indem mancher Gewinner veranlaßt oder genöthigt ist, zu seinem Gewinnste noch ein Ansehnliches baar zuzulegen, um ein Kunstwerk, das er eben wünscht, zu erhalten. Dagegen entsteht aber auch der Nachtheil daraus, daß nicht immer die werthvolleren, sondern sehr oft die stümperhaften, aber mehr in die Augen fallenden Arbeiten von den Laien gewählt werden, so daß der Kunst-Berein in vielen Fällen seinen Zweck ganz verfehlen mag.

*) Histoire de la lutte des Papes et des Empereurs de la maison de Souabe.